

# Erzgebirgische Heimatblätter



Nr. 44. — Sonntag, den 28. Oktober 1934.

Druck und Verlag von Friedrich Seidel, Buchholz i. Karlsbader Straße 21. — Fernruf Nr. 3242 und Nr. 3243.

## Der Türmer von St. Anna

Der letzte seines Stammes — Zeit und Leben aus der Kirchturm-Perspektive

Die „Berliner Morgenpost“ stellt uns den nachfolgenden, hochinteressanten Artikel zum Abdruck in unsere „Heimatblätter“ zur Verfügung.

Emil Löschner, der Türmer von St. Annen in Annaberg im Erzgebirge, feierte Anfang September sein 25jähriges Berufsjubiläum.

Wußten Sie, daß es in Deutschland überhaupt noch Türmer gibt, Volksgenossen also, deren Beruf es ist, Zeit ihres Lebens auf einem Turm zu wohnen und die Glocken zu betreuen? Es gibt tatsächlich noch mehrere Türmer in Deutschland, sogar eine Türmerin in Bittenberg, der Lutherstadt. Aber der Türmer von Annaberg ist doch einzig in seiner Art. Daß er die Glocken zu läuten hat zum Sonntag, zum Gottesdienst, zur Hochzeit, zur Kindtaufe, das unterscheidet ihn nicht von seinen Kollegen. Daß er bis heute die Feuerwache zu halten hat, ist schon etwas Besonderes. Einzig ist er dadurch, daß er bis auf den heutigen Tag alle Stunde, Tag und Nacht, den Anna-



Emil Löschner

Der Türmer von St. Annen. Seine Lieblingsbeschäftigung ist die Holzschnitzerei. Ein schönes Modell des von ihm erst geschnitzten Bergzruppen hat er seiner Kirche geschenkt.

bergern mit eigener Hand die Uhr zu schlagen hat. Und das tut Emil Löschner jetzt schon 25 Jahre lang. 25mal 365 Tage, 25mal 365mal 24 Stunden, 25mal 156 Schläge täglich. Wer gut rechnen kann, der mag ausrechnen, wie oft Emil Löschner schon die Stundenglocke auf seinem Kirchturm geschlagen hat.

### Fünf Generationen . . .

Fünf Generationen Löschners sind Türmer in Annaberg gewesen. Fast hundert Jahre lang haben sie das Schicksal der Stadt von ihrem hohen Sitz aus betreut. Der Großvater ist 33 Jahre lang Hüter der Glocken und Wache gegen das Feuer gewesen. Ihm folgten zwei Onkel des jetzigen Türmers und sein Vater. Der eine der Onkel ist drei Jahre, nachdem er sein Amt angetreten hatte, beim Läuten verunglückt. Emil Löschner ist jetzt 61 Jahre alt. — Er ist der letzte seines Stammes. Sein Sohn starb als junger Mensch. Er starb

wie nur der Sohn eines Türmers sterben kann: Der Vater war im Kriege; den Türmer-Dienst verlor die Mutter und der Sohn, der damals noch fast ein Kind war. Sieg auf Sieg erstritten die Truppen im Felde. Jeder Sieg bedeutete für den Türmer Sieg-Läuten; oft eine Stunde lang. Mehrere Male sind zwei Siege auf einen Tag gefallen; dann wurde also zwei Stunden an einem Tage geläutet. Der Sohn war kränklich. Er war der Anstrengung nicht gewachsen. Er hat sich, wie der Vater sagt, zu Tode geläutet . . .

Es ist gewiß kein leichter Beruf, Tag und Nacht, jahraus, jahrein pünktlich alle Stunde das Glockenseil zu nehmen und die Uhr zu schlagen. Um auf jeden Fall sicher zu gehen, hat sich der Türmer im Laufe der Jahre eine feste Regel entwickelt, eine Art Arbeitsmethode, die



Das Gärtchen ist der Stolz der Türmerfamilie: Es schmückt gerade die Ecke auf dem Turm-Umgang aus und trägt einen Pflaumenbaum, einen Fliederbaum, Stiefmütterchen und Gras.



Blick auf Annaberg im Erzgebirge  
Im Hintergrund der Turm der St. Annenkirche, in dem Emil Löschner, der Türmer von St. Annen, seit 25 Jahren Tag und Nacht die Stunde mit der Hand schlägt.

bisher noch immer funktioniert hat. Einer hält nachts die Wache. Früher wechselte sich der Türmer mit seiner Frau dabei ab; seitdem sie beide etwas älter geworden sind, hat er einen Mann „von unten“ zur Unterstützung herangezogen. In der Küche, wo sich die Wache aufhält und sich tagsüber das normale Leben der Türmerfamilie abspielt, hängt eine Schwarzwälder-Uhr. Die Uhr geht immer etwas vor. Hat der Auck die Stunde gerufen, dann weiß der Türmer, gleich ist es wieder so weit. Er öffnet dann das Fenster und lauscht hinunter nach der Rathausuhr. Hat die Rathausuhr geschlagen, dann schlägt der Türmer die Kirchenglocke. Die Rathauszeit ist amtlich, sie ist maßgebend. — Die Rathausuhr hat natürlich ein mechanisches Schlagwerk.

Zum Glück für den Türmer — und vielleicht auch für die Annaberger — ist die Feuerwache heute nicht mehr so wichtig. Früher war es seine Aufgabe, bei Ausbruch von Feuer zu „stürmen“, wie es in der Türmerprache heißt, d. i. Sturm zu läuten. Das letztemal ist vor etwa 10 Jahren „gestürmt“ worden. Seitdem hat die Polizei den eigentlichen Feuerwachdienst übernommen. Aber auch heute noch wirkt der Türmer dabei mit: Ist der Polizei ein Feuer gemeldet, dann telefoniert sie auf den Kirchturm und fragt (auf gut erzgebirgisch natürlich): „Emil, in der Buchholzer Straße muß ein Feuer sein; schau doch mal nach“. Dann schaut Emil nach. Sieht er etwas, dann sagt er: „Ja, do is e Feier“. Die Polizei alarmiert dann die Feuerwehr, und, wie der Türmer uns voll Stolz erzählt: wie der Blitz ist die Annaberger Feuerwehr dann zur Stelle.

Früher freilich war es nicht entfernt so gemütlich mit der Feuerwache auf dem Turm. Da hat mal ein Türmer im Jahre 1604 den Rundgang, den er alle Viertelstunde machen sollte, verschlafen. Als er morgens aufwachte, war ganz Annaberg niedergebrannt mit Ausnahme der Kirche samt dem Kirchturm, auf dem er wohnte. Der Türmer ist gestäubt und des Landes verwiesen worden.

Seitdem hat kein Türmer in Annaberg mehr die Nacht durchgeschlafen, sagt Emil Böschner. Denn auch heute noch muß er des Nachts alle Viertelstunde den Rundgang machen, um zu sehen, ob es irgendwo brennt, aber weniger in Annaberg selbst als in den umliegenden Dörfern.

#### Der Chronist seiner Zeit.

Ueberhaupt erfordern die Pflichten des Türmers eine sehr große Gewissenhaftigkeit. Das beste Zeugnis dafür ist das Tagebuch. Dieses Tagebuch muß von Amte wegen geführt werden. Es werden alle „dienstlichen“ Turm-Ereignisse dort eingetragen. Da es eine gute alte Sitte ist, bei wichtigen Vorgängen in dem

Leben unseres Volkes die Glocken zu läuten — was immer säuberlich in dem Tagebuch des Türmers von Annaberg verzeichnet wird —, ist dieses Tagebuch eine richtige Chronik mit dem ganzen Reiz und der unmittelbaren Wirklichkeit, die ein Dokument aus der Zeit des Geschehens hat. So sind dort der Tod Hindenburgs und der Sieg der nationalsozialistischen Revolution ebenso niedergelegt wie die Siege des Weltkrieges oder der Regierungsantritt Wilhelms II. Nicht nur politische Ereignisse sind vermerkt. So heißt es auf derselben Seite des Tagebuches, auf der steht, daß der jetzige Türmer durch den damaligen Bürgermeister der Stadt auf sein neues Amt vor 25 Jahren verpflichtet worden ist: „4. Okt. (1909) ¼ 5 Uhr ein Luftballon am Turm vorbei und zerstörte das Telephon und blieb an der Wetterfahne am Kirchendach hängen, warf das Seil herunter und fuhr noch bis an der Russischen Grenze“. Nachträglich ist dann noch rangeschrieben: „der Ballon war aus Zürich“. Unter dem 26. Januar 1910 heißt es: „Komet mit langem Schweif zu sehen“. Gemeint ist offenbar der Hallensche Komet. Am Tage der Unterzeichnung des Diktates von Versailles schreibt der Türmer von Annaberg in sein Tagebuch: „Es wurden 58 Siege gelautet, das 59. Mal war ein Trauergeläute und Trauergottesdienst für unseren Gewaltfrieden . . .“

630 Meter hoch liegt die Kirche von Annaberg, 78 Meter ist der Turm hoch, in dem der Türmer von Annaberg haust. Drei Zimmer hat seine Wohnung, eine Küche, ein Schlafzimmer und die „gute Stube“.

In der Stube stehen auch die Werke, die der Türmer in seiner freien Zeit anfertigt. Er schnitzt. Früher hat er Posamenten gewebt auf einem uralten Webstuhl, der noch jetzt seine Wohnung ziert. Seitdem die Annaberger Posamenten-Industrie stillgelegt — und das ist seit vielen Jahren der Fall — ist damit nichts mehr zu verdienen. Böschner schnitzt erzgebirgische Figuren, am liebsten den Bergknappen, der einst Annaberg und das ganze Erzgebirge reich und berühmt gemacht hat. Zwei schöne Knappenfiguren hat der Türmer seiner Kirche geschenkt. Da stehen sie nun vor dem „Knappenaltar“, der vor 400 Jahren von den Bergknappen der Kirche gestiftet wurde. Sie tragen die Inschrift: „Als Andenken für St. Annen geschnitzt von Emil Böschner, Türmer der St. Annenkirche, Annaberg, Reformationsfest 1929“.

Die Knappen aus Holz sind das Vermächtnis des letzten aus der Dynastie der Annaberger Türmer, die ein einzigartiges Handwerk bis in unser Maschinenzeitalter hinein vererbt haben. (Fotos und Text von R. W.)

# Die Hochzeit von Oberammergau

Von Fritz Müller-Partenkirchen

(4. Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

„Laßt ihn. Morgen kriegen wir ihn schon. Heute Nacht wird er im Pfarrhof schlafen —“

„Haha“, lacht der Zaches grimmig und schlägt sich auf die Brust, „den Pfarrhof kenn' ich — hü, heiter, h — h — h — —“

„Was hast denn, Zaches? — fällst ja um? — Jesus, Jesus, hat's den Zaches auch erwischt!“ . . . . .

Unterdessen ist die Rutte einen wohlbekannteren Weg gehuscht. Vor einem kleinen Fenster steht sie. Es klopf leise einen alten Holzertakt ans Fenster: „Marie, bsch —“

„Ja“, sagte eine harte Stimme durch den Spalt.

Copyright bei Prometheus-Verlag Dr. Eichacker, Gröbenzell b. München

„Marie, bist es du?“ klingt's ängstlich.

„Ja.“

„Du redest so hart? Bin es doch ich, der Sepp.“

„Weiß schon.“

„Und kein Licht hast du — laß mich ein.“

„Rein.“

„Bist du närrisch oder bist so böß, weil ich einen ganzen Monat lang nicht mehr gekommen bin?“

Keine Antwort.

„Schau, Marie, ich halt' sie nimmer aus, die Schleicherei. Nach München bin ich gewandert. Dem Pestilenzvogt bin ich

nachgezogen. Hab' ihn lang nicht gefunden. Vor einer Woche hab' ich ihn an der Donau gestellt. „Euer Gnaden“, sag' ich, „daß die Oberammergauer mich nicht drin haben wollen, versteh' ich, aber daß sie mir mein Weib nicht rausgeben —“ — „Das ist Sache der Gemeinde“, sagt er. — „Euer Gnaden“, sag' ich, „in Eschenloh ist alles ausgestorben. Ich allein bin über. Bittschön, Euer Gnaden, schreibt mir einen Schein, daß die Marie raus darf, bitt' gar schön.“ Hat mir lang ins Gesicht geschaut. „Da“, sagt er endlich, „hast den Schein — möglich, daß er nicht mehr nötig ist —“

„Ist es auch nicht mehr“, sagt sie herb.

„Marie, ich versteh' dich nicht, was hat es denn gegeben?“

„Was es gegeben hat, wirst du wohl wissen!“

„Nichts weiß ich, als daß ich den Schein hab' — schau, da ist er. Den, wenn du vorzeigst auf dem Rathaus, müssen sie dir deinen Weg freigeben — Marie, freu' dich, zusammen gehören wir jetzt auf Zeit und Ewigkeit!“

Um ihren Hals legt sich der Kuttenarm. Sie macht sich frei: „Auf Zeit? ja, Sepp, das haben wir hinter uns. Aber die Ewigkeit, die ist verpielt.“

„Jetzt werde ich wild, wenn du nicht auf der Stell' sagst, wer mich schlecht gemacht hat bei dir!“

„Die Pestilenz!“

Da fährt er zurück: „Ist etwa — einer — gestorben — herin?“

„Ja, einer! Freilich hat es mit einem angefangen, mit der Klöcklin. Dann hat es dem Gugelmann die Seinen gelegt, fünf auf einmal. Dann den Glasernazi und seine Frau. Dann den Lipfenpeter an der Schnitzbank. Dann unsern Bürgermeister mit die Sechs und Zwölf. Dann die ganze Straße nach der Eselleine gelegt und der Pfarrer liegt im Sterben und vor einer Stund' ist die Bas —“

„Hör' auf, hör' auf! Ich ertrag' es nicht!“

„Zum Einschleppen hast du es ertragen!“

„Ich, eingeschleppt — ich!“

„Ja, du!“

„Bist nährisch! Ich war keine Minute krank!“

„Haha, wird doch der Reiter nicht sein Roß erschlagen!“

„Reiter — Roß —?“

„Du bist das Roß, auf dem der schwarze Tod uns erritten hat!“

„Marie!“

„Deine Prägen weg, deine schwarzen!“

„Bergeß nicht, daß du mein Weib bist, Marie!“

„Ich bin eine Oberammergauerin — und Oberammergau hast hingemacht, du!“

„Laß mich ein, sag' ich!“

Sie schmiß das Fenster zu. Er riß die Haustür auf und rüttelte an ihrer Zimmertür: „Ein laß mich, sag' ich!“

„Nicht eher, bis daß du wieder rausgeschleppt hast, was du eingeschleppt hast!“

Mit den Fäusten schlug er an die Türe. Dawider schmiß er sich. Sie gab nicht nach. Eichen war sie, Oberammergauer Eichen. Und der Schrazenspepp von Eschenloh hatte sie der Braut geschnitzt.

Er verlegte sich aufs Flehen: „Marie, wirst doch nicht deinen Mann wie einen Hund vor deiner Tür die ganze Nacht —“

„Geh in die Kuchel hinter.“

„Aber die Bas —“

„Du brauchst dich nicht genieren. Die weckst du nicht. Auch nicht, wenn du dich hineinlegst zu ihr. Die steht nimmer auf. Die hast du auch auf dem Gewissen —“

„Ich nicht — ich nicht . . .“ Er tobte nicht mehr, er wimmerte: „Zwölf Stunden bin ich gegangen heut' zu dir — todmüde bin ich — ein laß mich, hinein —“

„Möchtest du mich auch noch holen, du Pestknecht! Ich spür es, er sitzt dir auf dem Genick, der Schwarze!“

„Marie, Eheleute sind wir, wir gehören zusammen —“

„Auseinander gehören wir, bis du es gebüßt hast, Sepp.“

„Gebüßt?“ lallte er todmüde, „wie — wie — soll — ich — es büßen?“

„Das ist deine Sache!“

„Hinein laß mich“, lallte er im Sigen, voll des Schlafes.

„Rein — raus — ich hab' es schon gesagt: Wenn du es rausgetragen hast, dann komm herein . . .“

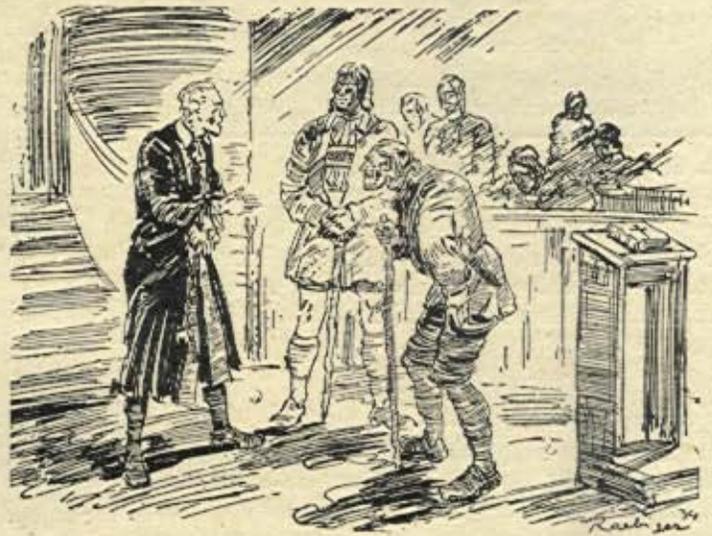
Er hört nicht mehr. Sein Kopf sinkt tief herab. Wie eine braune Schnecke krümmt sich seine Kutte. Er schläft. Nur im Traume dann und wann ein Fallen: „Büßen? . . . hineintragen? . . . heraustragen? . . .“

Der Morgen zieht herauf, der Sonntagmorgen. Leise öffnet sich die Türe. Sie steht da, verhärmt und dennoch voller Lieb'. Sie schaut ihn lange an, den Schläfer. Von ihrem Hals nestelt sie ein gülden Kreuz am Rosenkranz. Der Bekreuzigte hängt daran. Vorsichtig läßt sie es über seinen Nacken gleiten: „Vielleicht hilft er uns . . .“

Sie schließt die Türe wieder. Sie poltert hart: „Wach auf und geh!“

Trüb hockt die Sonntagsfrühe auf dem Marktplatz. Weiber kommen, das Gebetbuch in der Hand. Sie schließen sich zusammen, streben nach der Kirchentür.

„Daß es heute garnicht geläutet hat zu der Frühmesse?“



„Vielleicht hat die Glocke auch die Pest gekriegt?“

„Meinetwegen, ich kann ohne Glocke beten.“

„Wenn uns nur in all dem Grausamen unsere Kirche bleibt und die Messe — auweh, gefehlt ist es — die Kirchentür ist zu — es wird doch nicht — es wird doch nicht? . . .“

Auf dem Kirchenplatz sammeln sich erregte Menschen.

Da tragen sie den toten Pfarrer aus dem Pfarrhaus. Ein Schreien aus der Menge: „Wir haben keinen Pfarrer mehr, keinen Pfarrer und keine Messe! . . . Herrgott hilf uns, hilf uns! . . .“

„Hat geholfen!“ reckt sich der verrückte Gugelmann und streckt die Hand aus: „Da — dort kommt er!“

„Wer . . . wer? . . .“

„Der neue Pfarrer.“

„Ah, der Klausner! . . . sie haben ihn heruntergeholt . . . er liest uns die Messe . . . gelobt sei Jesus Christus, Bruder Klausner.“

Der neigt sich tief: „In Ewigkeit Amen.“ Und hastet vorbei.

„Halt, Bruder Klausner, halt! Die Mess', unsere Messe!“

Tiefer sinkt der Kopf: Soll er bekennen? soll er fliehen?

Da, was schlägt ihm gegen das Kinn? Ein Rosenkranz. Wie kommt der um seinen Hals? Ein gülden Kreuz, ein kühles, mit dem Bekreuzigten darauf — wie kommt das Kreuz auf seine Brust?

„Die Messe!“ drängt es auf ihn ein, „die Messe, unsere Messe!“

Er schwankt.

„Halt still“, sagt der Bekreuzigte auf der Kutte, „halt still — auch ich hab' still gehalten.“ (Fortsetzung siehe Seite 6.)

## Bilder aus aller Welt

### Der englische König bei den Australiensfliegern

Kurz vor dem Start zu dem großen Australienfluge stattete der König von England dem Fliegerlager in Mildenhall einen Besuch ab, wo ihn (X) unser nebenstehendes Bild im Gespräch mit den Fliegern zeigt.

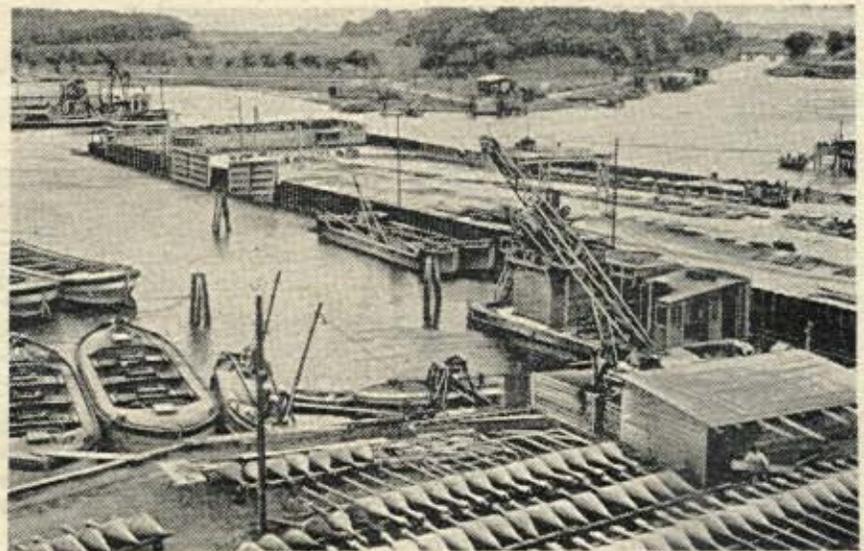


### Die Reichspost ehrt Friedrich Schiller

Aus Anlaß der 175jährigen Wiederkehr des Geburtstages Friedrich von Schillers am 10. November gibt die Reichspost diese neuen Schiller-Briefmarken heraus. Größe und Farbe sind die gleichen wie sonst. Der Entwurf stammt von Prof. Karl Bauer, München.

### Insel Rügen wird Halbinsel

Der Bau des Rügendamms schreitet rüstig fort. Unser nebenstehendes Bild führt uns an die Baustelle Ziegelgraben-Brücke. Im Hintergrund die Insel Dänholm, die zunächst mit dem Festland verbunden wird. Zwischen den Spundwänden wird Erdreich für den Damm aufgeschüttet. Im Vordergrund eine Reihe von Bojen, die ebenfalls beim Bau Verwendung finden.



### Das Wappen der Familie Göring

Ein Berliner Heraldiker ist zurzeit mit der Schaffung eines großen Glaswappens der Familie Göring beschäftigt. (Siehe nebenstehend links.)

### Neue Wohlfahrtsmarken der Reichspost

Die Reichspost gibt am 5. November neue Wohlfahrtswertzeichen zugunsten der deutschen Nothilfe heraus. Wir zeigen (nebenstehend rechts) links oben das Wertzeichen der Postkarte zu 6,- und dann die Markenwerte von 5,-, 8,- und 12,-, die der Reihe nach einen Maurer, einen Baumeister und einen Bauer darstellen.



## Bilder aus aller Welt



### Tag des deutschen Handwerks am 28. Oktober 1934

Deutsche Handwerker bei der Arbeit:  
Bäcker, Tischler, Schuster, Schorn-  
steinfeger, Schneider und Fleischer.

Schenkt dem Handwerk Eure Gunst.  
Ehrt der Meister hohe Kunst.  
Schmückt und stattet reichlich aus  
Straßen, Fenster, Tür und Haus.



### Gömbös in Warschau

Der ungarische Ministerpräsident  
Gömbös stattete der polnischen Lan-  
deshauptstadt einen bedeutsamen  
Besuch ab.



**Die Boger beim Olympiatraining**  
Die deutschen Boger haben in Ben-  
neckenstein im Harz ihr Trainingslager  
aufgeschlagen, wo sie sich für das kom-  
mende Olympia vorbereiten.



(Fortsetzung von Seite 3.)

Da schwankt er nicht mehr. Da läßt er sich zur Kirche drängen. Da schreitet er durchs Kirchenschiff. Da steht er am Altar, vorm Tabernakel, vor dem Silbernehbuch: „Herrgott, ich kann ja nicht Lateinisch, kann die Formeln nicht!“ Und wieder sinkt der Kopf zur Brust.

„Was Lateinisch und was Formeln!“ haucht ihn an vom Kreuz, derweilen sich die Bänke füllen.

Da wendet er das zukende Antlitz zum Altar. Da betet er, der Eschenloher Holznecht, voller Inbrunst in sich hinunter: „Herr, gib mir die rechten Worte —“

„Was Worte!“ haucht's heraus.

„Herr, gib mir die Kraft und Zuversicht —“

„Was Kraft und Zuversicht!“

„Herr, lehr mich Demut, lehr mich Schmerzen —“

„Du hast, was not tut.“

„Ich hätte, Herr?“

„Hast du nicht die Nacht vor ihrer Tür gewunden — Sepp von Eschenloh, beginne!“

Und er begann mit abgewandtem Gesicht und hoherhobenen Armen mit seiner rauhen Holznerstimme im Kirchenton zu singen: „Der Herr hat uns geschlagen — der Name des Herrn sei gelobt . . .“

Die in den Bänken horchen auf und fangen an zu wispern: „Ist das eine Meß? — Bist, halt eine Klausner-Meß?“

„Der Herr hat seinen schwarzen Tod geschickt — der Name des Herrn sei gelobt . . .“

Murren in den Bänken: „Bruder Klausner, du verlangst zuviel —“

„Der Herr hat alles, so wir lieben — lieben — in Gift und Gall und grausam Schmerz verkehrt — der Name des Herrn sei gelobt . . .“

In den Bänken flüstert es: „Soll das ein Trost sein? . . . Der schneidet uns ja noch mehr ins Fleisch . . .“

Auf geht die Kirchentür. Dort steht eine schwarze Kutte. Der Klausner ist es von droben, den die Pest nicht hat besiegen können, zu dem sie noch des Nachts hinaufgepilgert sind: „Bruder, hilf uns . . .“

Die Köpfe wenden sich. Die Köpfe gehen hin und her. Sie könnens noch nicht fassen. Wenn der an der Tür der Klausner ist — jaja, er ist's, sie kennen ihn — wer ist dann jener Mann am Altar, der jetzt wieder anhebt:

„Herr, du züchtigt uns mit eisernen Ruten —“

„Herr“, singt der Klausner an der Tür gegen: „Herr, erlöse uns von dem Uebel . . .“

„Endlich, was wir brauchen —“

„Herr, wir knien vor deiner Tür in Schmerzen und du läßt uns nicht ein . . .“

„Herr, du bist gnädig und barmherzig . . .“

„Herr, du gießest Spott und Hohn in unsere Wunden . . .“

„Herr, du salbest das zerrissene Herz mit lindem Oele . . .“

„Herr, salbe uns!“ schrie die Gemeinde, „salbe uns! . . . Bruder an der Tür, komm vor und segne uns!“

Da wandte sich der falsche Klausner am Altar. Sie sahen sein Gesicht. „Das ist der falsche!“ schrien sie . . . „Das ist kein Klausner!“ riefen sie . . . „Das ist — das ist —“

„— der Schragensepp!“ schrie einer.

Da erhob sich Gugelmann: „Der da ist derselbe Klausner, der uns Feuer geschlichen ist — einen Tag später hat es den ersten gerissen!“

Stille in der Kirche. Jetzt brüllt es auf: „Der hat uns die Pest gebracht! . . . Der hat's heilige Gewand geschändet! . . . Der hat's halbe Dorf umgebracht! . . . Schlagt ihn tot, den Hund!“

Zitternd stand der Schragensepp. Sein Kreuz erklirrte: „Halte still, auch ich hab stillgehalten.“

Sie stürzten auf ihn. Er streckte die Arme aus.

„Er will uns die Pest anzaubern!“

Da wichen sie zurück. Eine Gasse wurde frei. Er schritt

hindurch. Vorbei am Klausner, der ihn ansah: „Du hast meine Kutte, Bruder —“

„Gestohlen hat er sie ihm, gestohlen, der Hund!“ gellte es . . .

„Die Pest uns gebracht im gestohlenen Heiliggewand! . . .“

Sie waren nicht zu halten. Größer war die Wut, denn alle Angst. „An den Galgen, an den Galgen!“

Es schwemmte ihn hinaus zur Tür auf den Platz. Sie spien ihn an, sie schlugen ihn. Auch in ihm stieg helle Wut auf. Seine Holzerkäufte ballten sich.

„Laß sie schlagen“, weht's ihn an. „Hiebe treffen Knochen, nicht die Seele.“

(Schluß folgt.)

## Moochn Feierabend



## Erinnerungen an meine Annaberger Schulzeit (1877—1880)

Von Hermann Hempel, Stadtamtmann i. R.

Es sind keine besonderen Erlebnisse, die ich hier niederschreibe. Ich beabsichtige nur, meinen ehemaligen Schulkameraden, von denen annehmbar einige noch leben und diese Zeilen lesen werden, dies und jenes, was mir im Gedächtnis haften geblieben ist, in die Erinnerung zurückzurufen, und anderen wissen zu lassen, wie es damals, vor reichlich fünfzig Jahren war zum Vergleich mit heute. Veranlassung dazu gibt mir ein in einem Sonntagblatt von 1933 enthaltenes Bild, das das alte, während meiner Schulzeit noch benutzte und jetzt die Landwirtschaftliche Schule beherbergende Gebäude mit der früheren, vielsagenden Aufschrift „Nöthig und nützlich“ zeigt. Die Bedeutung dieser treffenden Worte habe ich freilich damals nicht erfasst, sie vielmehr in meinem kindlichen Scharfsinn so gedeutet, daß damit die Funktion gemeint sei, die dem in den Räumen unter der Aufschrift wohnenden Schulhausmann oblag: Die besondere körperliche Züchtigung, die Schüler wegen schwererer Vergehen verdient hatten, zu vollziehen.

Wir schrieben das Jahr 1877, als ich schulreif geworden war. Von der Mutter wie üblich „eingeführt“ und voller Erwartung auf die Zukertüte, die nach Mutters Ausspruch der Lehrer jedem Kinde als eigene Gabe in den Arm legen würde, fiel denn auch mein Blick sofort auf den neben dem Katheder stehenden Kinderkorb, in dem sich zu einem kleinen Berge getürrt die Tütchen lagen. „Tütchen“ sage ich absichtlich und denke dabei an die heutigen Tüten, die oft die Körperlänge des Kindes erreichen, ja zuweilen diese sogar übertreffen. Auch der Inhalt war nicht so verlockend wie heute. Nicht selten mußten Dreierbrötchen helfen, die Tüte zu füllen. Glückwünsche von nah und fern, Blumen oder sonstige Geschenke als Erinnerungsgabe sowie „Abnehmenlassen“ des kleinen Schulbürgers kannte man damals, wenigstens in den unteren und mittleren Volksschichten, nicht. Man betrachtete die Schulaufnahme eben als das, was es in Wirklichkeit ist: eine sowohl für das Kind wie auch für die Eltern ernste Angelegenheit, deren Wichtigkeit nach damaliger Ansicht gemindert worden wäre, hätte man sie, wie vielfach heute, zu einer Festlichkeit gestaltet, an der Verwandte und Bekannte teilnehmen. Ja, die Sucht, möglichst jede Begebenheit festlich zu begehen, hat — namentlich in den Städten — recht überhand genommen. Trotz schwerer Zeit findet man das Leben ohne öftere Veranstaltung von Festlichkeiten oder Teilnahme an solchen nicht lebenswert. Doch zurück zur Schule. Mein erster

öffentlicher Erzieher war ein älterer grundgütiger Mann, der es in besonderem Maße verstand, durch Geduld und freundliches Wesen seine U-B-C-Schützen an sich zu fesseln und ihre Aufmerksamkeit ohne Stock und Strenge zu erlangen. Unter solchen Verhältnissen verlief das erste Schuljahr recht harmonisch. Der Vernießer war von einem geschickten Schulmann geweckt worden und nun galt es, die Sprossen der Klassenleiter nach und nach zu erklimmen. In den späteren Schuljahren wurde natürlich etwas fester zugefaßt. Ob das immer mit dem angewendeten Druck nötig war, soll dahingestellt bleiben. Der Rohrstock spielte nach meiner heutigen abgeklärten Auffassung eine zu große Rolle, insbesondere in der Schreibstunde, in der der Klassenlehrer nicht unterrichtete. Zwei Schreiblehrer habe ich in Annaberg kennen gelernt. Das waren gar gestrenge Herren. Der eine gab in Miene und Ton, die keinen Zweifel am Ernst seiner Worte aufkommen ließen, bei Beginn der ersten Stunde bekannt: „Wer einen Kleg macht, bekommt ein paar übergezogen.“ Die damalige, vom Schulhausmann hergestellte Tinte war flüssiger als die heutige, sodaß beim etwas zu tiefen Eintauchen ein Kleg selbst beim gewandten Schreiber keine Seltenheit war. Und so kam es denn, daß ich, durch die Drohung etwas ängstlich geworden, als erster unversehens einen grauschwarzen Tropfen auf den Linien meines Heftes hatte. „Komm vor“ rief der Gestrenge, dem mein Mißgeschick nicht entgangen war. „Büd dich“ war der zweite Befehl und mein Rückenende bezog zwei kräftige Hiebe von der noch nicht ermüdeten Hand des Meisters. Dies hat sich bei mir nicht wiederholt, wohl aber in jeder Schreibstunde so und so viele Male bei meinen Mitschülern; soweit es ihnen nicht gelang, in einem unbewachten Augenblick den Gegenstand des „Verbrechens“ wegzulecken. Einer von den Schülern, die Lederhosen trugen, wußte die schmerzende Wirkung der Schläge dadurch abzuschwächen, daß er seine Rückseite mit Heu ausstopfte. Dies verstärkte zwar das Geräusch der Schläge, machte sie aber fast gefühllos. Ueber den gelungenen Streich freuten wir uns mit dem Empfänger der Schläge nach Schluß der Stunde unbändig. Der andere, wohl etwas jähzornige Schreiblehrer, strafte nach einer „besseren“ Methode. Er ließ, manchmal schon, wenn unsere Buchstaben keine täuschende Ähnlichkeit mit den von ihm an die Tafel kalligraphierten hatten, Pfötchen machen, das ist: die Finger an den Spitzen zusammenschließen, und schlug mit dem Stock darauf, was bei dem feinen Gefühl in den Fingerpitzen äußerst schmerzhaft war. In der Hitze des Gefechts geschah es auch, daß er sich des Tafellineals bediente, um Unaufmerksamkeiten oder sonstiges zu sühnen. Dieser Lehrer wollte es durchaus erzwingen, beim Schreiben Zeige- und Mittelfinger gestreckt an den Federhalter zu legen. Dies gelang nur wenigen Schülern. Auch ich bringe es, obwohl ich die Feder zeitlebens geführt habe, bis heute noch nicht zuwege. Da griff er zu einer Erfindung, dem sogenannten Schreibstäbchen. Dieses Ding bestand aus einem runden mehrere Zentimeter langen Hölzchen, in dessen Mitte sich ein Ring befand, durch den der Mittelfinger gesteckt werden mußte und wodurch dieser und der Zeigefinger gewaltsam gestreckt wurden. Es war geradezu eine Tortur, mit diesem Werkzeug schreiben zu müssen. Wir haben uns daher um dessen Benützung gedrückt, wo wir nur konnten. Ich habe später diese unangenehmen Hilfen nie wieder gesehen.

Daß dem Lehrer als berufenen Erzieher ein gewisses Strafrecht zustehen muß, wird jeder vernünftige Mensch einsehen. Man hat ja wohl auch, wenn ich recht unterrichtet bin, die körperliche Züchtigung in beschränktem Umfange wieder zugelassen. Allein, die frühere Freiheit in dieser Hinsicht hat denn doch zu Uebertreibungen geführt. Schläge sind zweifellos am Platze bei fortgesetztem Ungehorsam, bei Widerseßlichkeit und anderen mit der Schuldisziplin nicht verträglichen Handlungen, schließlich auch noch bei erwiesener Faulheit, nicht aber dann schon, wenn ein Kind nicht gleich begreift oder ein Klegchen macht. Im übrigen muß ich den Annaberger Lehrern, die mich zu unterrichteten hatten, bezeugen, daß sie es meisterhaft verstanden haben, ihren Schülern beizubringen, was notwendig war. Diese Erkenntnis

ist bei mir nicht erst jetzt im vorgerückten Alter gekommen. Ich und auch mein etwas jüngerer Bruder merkten den Erfolg der Annaberger Schule schon, als wir infolge Versetzung unseres Vaters den Rest der Schulzeit in einer Dorfschule mit nur zwei Lehrern verbringen mußten. Dort waren wir mit unserem Wissen den andern Schülern um zwei Jahre voraus. Dies haben wir nur den ausgezeichneten Annaberger Lehrern zu verdanken. Auch bei meinen Kindern habe ich bemerkt, daß im Schulunterricht ein Unterschied besteht.

Schulspaziergänge gehörten in Annaberg nicht, wie jetzt mit zum Stundenplan, sondern zu den Seltenheiten. Man hatte zu jener Zeit die Auffassung, daß der Unterricht in der Schule selbst gerade noch ausreiche, um dem Kinde schulischerseits das unbedingt Nötige auf den künftigen Lebensweg mitzugeben. Um aber den Kindern doch etwas zur Unterhaltung und Belustigung zu bieten, fand jedes Jahr unter Anteilnahme der gesamten Bevölkerung ein Schulfest statt. An diese Feste — bei einem war ich dabei — erinnere ich mich besonders gern. Bedingung für die Abhaltung war günstiges Wetter. Sie wurde von einem durch die Hauptstraßen ziehenden Trommler bekannt gegeben. Blieben die sehnlichst erwarteten Wirbel aus, gab es verdrießliche Kindergesichter, denn, anstatt des erhofften Festtages gab es Schulunterricht. War der Wettergott gnädig, ließ sich die Unruhe der Kinder kaum bändigen. Ich glaube, es war auf dem Marktplatz, wo am zeitigen Vormittag gestellt wurde. Dann ging es, die Jungen mit Fahnen in den Reichs- oder Landesfarben, die weißgekleideten Mädchen mit Kranzstöcken, durch die Straßen, vorbei an den Spalier bildenden und Süßigkeiten reichenden Eltern und Bekannten. Der Nachmittag war den Spielen auf dem Schützenplatz vorbehalten. Dort gab es neben reichlicher Bewirtung Gelegenheit zu lustigem Zeitvertreib. Es war für alles und für alle gesorgt. Jede Altersklasse fand das für sie Passende vor. Das meiste Interesse zeigten die Jungen für die Kletterbäume, die ihren Bezwingern an der Spitze hängende Würstchen, Taschentücher und ähnliches als Belohnung boten. Mancher mußte auf halbem Wege aufgeben. Die Stangen waren aber auch zu glatt. Es gehörte schon ein gut Teil Geschick dazu, bis zu den ziemlich hoch hängenden Gaben zu gelangen. Obwohl der „Tarif“ nur die jedesmalige Entnahme von einem Würstchen zuließ, brachten es die Gerissenen von den großen Jungen fertig, deren zwei zu lösen und sie in lustiger Höhe zu verzehren, was von den Untenstehenden mit lautem Beifall aufgenommen wurde. In meinem letzten Schulorte gab es nur alle zwei Jahre Schulfest. Diese Feste konnten sich freilich mit den Annaberger Schulfesten nicht messen; es fehlten die Mittel.

An sonstigen kleinen Ereignissen während meines Annaberger Aufenthaltes sind mir folgende noch erinnerlich: Der große Brand in der mit der oberen Wolkensteiner Straße gleichlaufenden Straße, auf deren Namen ich mich im Augenblick nicht besinnen kann. Dort brannten im Hochsommer bei großer Hitze eine Reihe alter Häuser nieder, die, in ein Flammenmeer gehüllt, einen schaurig-schönen Anblick boten. Noch heute sehe ich im Geiste einen alten Mann mit der Gießkanne in der Hand auf dem Stroh- oder Schindeldach seines mitbedrohten Häufels sitzen, bereit, etwa überspringende Funken sofort zu löschen. Weiter war ich Zeuge, als beim Grundgraben für die neue Schule eine große Menge menschlicher Knochen zutage gefördert und mit Pferdegeschirren nach dem Friedhof gefahren wurden. Diese Gebeine stammten wohl von Freiheitskämpfern, die in Annaberger Lazaretten gestorben waren und neben der Kirche Massengräber gefunden hatten. Und schließlich soll noch eine lustige Begebenheit erwähnt werden: der Seiltänzer, den ich noch vor Augen habe, als er auf dem vom unteren Teile der Annenkirche nach einem gegenüber gelegenen Hause gespannten Seile schritt und auf des Weges Mitte mindestens ein halbes Duzend Röcke und Westen auszog, die er in die Zuschauermenge warf. Dadurch entpuppte sich aus einem behäbigen und schwerfälligen Menschen in Bauerntracht ein schlanker schmucker Seiltänzer in Tricot.



# Zur Weihe des „Horst-Wessel-Tales“ in Neudorf i. Erzgeb. am 21. Oktober 1934

Von Kantor G. Vogel†, Neudorf

Willkommen! Bewohner des Schmatals, die ihr schuft das würdige Mal. / Grüß Gott! euch vom ganzen Erzgebirg, die ihr kamt in so stättlicher Zahl, / Heil Hitler! euch Volksgenossen all; die ihr Zeugen der Feier wollt sein: / Wir wollen ein Denkmal des dritten Reichs mit dem Namen des Horst Wessels heut weih'n.

Du freundlicher, kleiner Wiesengrund, einst von finsternen Fichten gefüllt, / wo gefährliches Raubzeug bei Tag und bei Nacht nachstellte dem flüchtigen Bild, / durch dich zog ein Salzpfad nach Böhmen hinein, und du hörtest Kraxdorfs Weh, / dann bauten die Nachkommen des Köhlers Schmidt ihren Kretscham dort auf der Höh'.

Bald klang das liebliche Kirchlöcklein von dem neuen Dörflein herauf; / hier blieb's friedlich trotz Krieg und Pest und Rot und der weiten Welt wildem Lauf; / bis auch dieser Wald der Art verfiel und der neuen, zum oberen Wiesenthal führenden Straße das Posthorn blies.



Pflug seine Furchen riß / und auf der

ist, wie es künde das Mahnmal, / die neue Pflanzung mit dem Hakenkreuz, das Horst-Wessel-Tal.

Zum 800. Jubeljahr des Hauses Wettin pflanzten Förster und Waldleute mit Fleiß / ein prächtiges, fichtenes Naturdenkmal hier, ein Juwel im Sachsentum. / Doch verblandenes Volksgewalttätige Hand vernichteten roh das Mal, / beraubt ward unsere Gegend eines herrlichen Schmucks. Wie klüglich sah aus nun das Tal.

Da gründete Hitler das neue Reich. Die deutsche Seele erwacht. / Die Liebe zum Bruder, zum deutschen Volk, zur Heimat — vom Führer entfacht / begeisterte heimatliebende Männer des Orts, das geschändete Mal zu erneu'n, / doch uns nun Hakenkreuz und das Gründungsjahr des dritten Reichs hier erkreu'n.

Gelungen ist das herrliche Werk, gekrönt edler Männer Bemühn. / Ein jeder blickt gern von der Strafe herab auf das Naturdenkmal in Grün. / „In Treue dem Führer“ gewidmet

## Der große Färbermeister Herbst im Auersberggebiet am Werke

Im großen Rhythmus des Lebens ist der Herbst der höchste Lustakt, die Zeit der herben Reife. Im Wogengang der Jahreszeiten hat der Herbst, dieses letzte hinauf, auch schon sein Hinab in sich selbst. Es gibt einen Rhythmus, den wir schaffen können, und es gibt einen, dem wir gehorchen müssen. Das ist das ewige Auf und Ab in der Lebenskraft, das ständige Kurvenspiel zwischen dem Frühling mit seiner Liebe, dem Sommer mit seinem Reizen, dem Herbst mit seiner Fülle, und dem Winter mit seiner Erstarrung, mit seiner Ruhe. Das ist kein Gehorchen mehr, sondern Respekt vor den unerbittlich waltenden Befehlen des ewigen Lebens. Darum preisen wir den Herbst als die Zeit der großen Fülle, wo die ganze Natur in Farbenorgien erglüht, bevor sie in die Sterbemelancholie des November versinkt. Und dieser folgt der schöne weiße Tod des Winters und ihm — der neue Frühling! Nun hat auch im Auersberggebiet der Herbst seinen Einzug gehalten. Mit Blüten und Donnergröllen überließ ihm der scheidende Sommer in den letzten Tagen das Regime. Infolge seiner Höhenlage ist die Obsternate im Auersberggebiet nur allzu bescheiden. Doch wird der Versuch, Fortschritte zu erzielen, unermüdetlich fortgesetzt. Noch lacht tagsüber, wenn erst die gespinnstlich grauen Morgennebel gewichen sind, die Sonne gar freundlich, so daß man meint, die Reihe schöner Tage nähme kein Ende. Und doch träumen schon welke Blätter aus den Wipfeln und vergolden den grünen Rasen. In den dunklen Wäldern im Gebiet züngeln die farbigen Flammen der Laubbäume auf. Bald wird die Glut tiefer wer-



### Lied eines Erzgebirgers

Wäht du wu die schönst'n Schwarzbeer blih,  
Alt un gung wuhl in de Schwamme gieh,  
Un jeder in ä klänen Heisel wuhnt,  
Un dr Herrgott uns mit Frieden wuhl betuhnt,  
Ja, dos is im Erzgebirg, in meiner Hamet,  
Un meine Hamet, die vergoß ich net!

Wäht du wu die huuch Tanne stieh,  
Un de Preißelbeer su herrlich blih,  
Un wu von dr Sonn' beschie,  
Fern die grün'n Barg stieh,  
Ja, dos is im Erzgebirg, in meiner Hamet,  
Un meine Hamet, die vergoß ich net!

Un wenn ich in dr Fremd dann stieh,  
Einsam un verlossen ble,  
Aus'n Hag mir wuhl 'ne Tran' fließt,  
Do denk ich: Homet set gegrieh!  
Ja, dos is im Erzgebirg, in meiner Hamet,  
Un meine Hamet, die vergoß ich net!

den. Was an gelbem, rotem, grünem und braunem Gold vom kühlen Herbstwind bewegt in den Bäumen zittert, das läßt die Sonne gleiten und flirren, als ob wie himmlische Kraft in Gestalt eines Goldregens sich auf die Erde herabsentle. Die Birken, diese Frauen unter den Bäumen, mit ihren weißen, schlanken Leibern und den zarten Goldnehen im Gezweig, sie übertreffen alles Schöne im Gebiet. An manchen Stellen leuchten sie schon schwefelgelb, blasser der Ahorn. Später flammen die spißblättrigen Eichen brennend rot und karmisrot die Kornelkirsche und Brombeere. Am Waldboden und an Rainen mischen sich die Beerensträucher und Farne in dieses Farbenpiel. Wochenlang hält die Farbenpracht hier oben an. Hingu kommt noch das Rufen unsrer Jagddögel, das einem so bänglich ans Herz greift. Es herrscht Eintracht unter ihnen in diesen für sie schweren Tagen. Es wird Waffenstillstand geschlossen; was sonst einsam horstet oder sich befiehlt, zieht gemeinsam die Straße nach Süden. Millionen werden in diesen Tagen denken: könnten wir es den Schwalben nachmachen! Sie reisen ohne Paß nach dem Süden, und — ohne Geld. Wer in und mit der Natur lebt, der kann niemals ganz unglücklich sein! Freilich — nur der Schlüssel verstehender Liebe öffnet den Zauber der Natur. Wer sich in die Natur vertieft, empfindet niemals Langweile und beherrscht meisterhaft die schwere Kunst, die Einsamkeit zu ertragen. Gerade jetzt in diesem beginnenden Farbenspielen hat das Gebiet soviel zu geben, daß die Tage und Wochen trefflich genügt werden möchten, hinaus zu pilgern ins Auersberggebiet.